

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgebühr vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegamm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blattdruck 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Er scheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Der Leipziger Landtagsabgeordnete Dr. Rudolph ist heute früh gestorben.

Die Kommission zur Vorbereitung der Reichsversicherungsordnung beschloß die Streichung der in der Regelungsvorlage vorgesehenen Landesversicherungsämter.

Nach der Meldung einer Korrespondenz sind in dem Entwurf für die Privatbeamtenversicherung besondere Versicherungsanstalten für diese Versicherungsart vorgesehen.

Bedenk ich die Sache ganz genau . . .

Leipzig, 6. Juni.

Die Monarchie ist ein teurer Luxus. Dem russischen Zaren müssen „seine“ Völker 27 Millionen Mark zahlen, dem Kaiser Franz Joseph rund 16 Millionen, Wilhelm II. erhält 15 179 200 Mk. als König von Preußen, für sein Nebenamt als Kaiser von Deutschland erhält er 3 Millionen Dispositionsgelder. Der König von England hat rund 11 Millionen Mark zu bekommen, der König von Italien rund 13 Millionen, der von Spanien 7,5 Millionen usw. Rechnet man auf den Kopf der Bevölkerung, so kostet das Vergnügen, einen mehr oder minder geliebten Herrscher zu besitzen, den Russen annähernd 20 Pfg. pro Kopf, Säuglinge mit eingerechnet, den Oesterreichern 50 Pfg., den Preußen 40 Pfg. Die Republikaner sind da besser daran. Der Präsident der französischen Republik bekommt, alles in allem, 1,4 Millionen Mark und kostet somit den Franzosen pro Kopf nur annähernd 3 1/2 Pfg. Die Schweizer sind sogar der Ansicht, daß sich auch ohne ein republikanisches Staatsoberhaupt ganz gut auskommen läßt: einer der Minister (dort Bundesräte genannt), die mit 12 000 Frank besoldet werden, besorgt nebenbei das bisherige Repräsentation unentgeltlich.

In Preußen soll nun die „Zivilliste“ (was man doch zuweilen für blödsinnige Wörter schmiedet, um eine ganz einfache Sache nicht mit dem passenden Worte bezeichnen zu müssen!) um 3 1/2 Millionen Mark erhöht werden.

Die armen Geheimräte haben ihren Hirnkasten ganz gewaltig anstrengen müssen, um eine „Begründung“ zu finden. An der Spitze marschiert das recht plebejische Argument der gesteigerten Kosten des Lebensunterhalts. Immer die alte Geschichte: weil man durch die nichtsnutzige Brotwucherpolitik bei den Zolltarifen alles verteuert hat, werden die Ausgaben für die Verpflegung des Heeres erhöht, dann müssen die Beamten mehr Gehalt haben, und jetzt heißt es auch, das Heer von Lakaien, die der König besoldet, ist teurer geworden. — Das Argument zieht indessen nicht. „Der Zug der Zeit“ geht dahin,

daß die reichen Leute sich mit weniger Dienerschaft als früher behelfen. Wenn also das Hofgezinde zu teuer wird, dann gibt es ein einfaches Mittel, die Kosten zu reduzieren: man schaffe die überflüssigen Müßiggänger ab und die Sache kommt ins Lot. Hoffentlich ist der Lakai trotz nicht ganz und gar entartet und man kann die Leute zu produktiver Arbeit verwenden.

Das zweite Argument lautet: die Zahl der vermählten und unvermählten Prinzen habe sich seit 1889 (wo die letzte Befoldungserhöhung stattfand) verdoppelt, und da bedürfe es einer runden Million für die „Apanagen“. Das ist wieder so ein verträcktes Wörtchen. Abgeleitet ist es vom lateinischen appanare und bedeutet soviel, wie „mit Brot (panis) versehen“. Doch spielt wohl das Brot dabei die Nebenrolle, und andre Kleinigkeiten, wie Champagner, Juwelen, Rennpferde und Automobile die Hauptrolle. — Auch dieses Argument ist nicht gerade überzeugend. Wenn die Hohenzollern viele Kinder in die Welt setzen, so ist das ihre Privatangelegenheit. Es ist im höchsten Grade ungeschickt und unartig von Bethmann-Hollweg, daß er diese Privatangelegenheit in der Denkschrift breitretzen läßt und so zum Gegenstand öffentlicher Erörterung macht. Wir sind rücksichtsvoller und erwähnen deshalb nur folgendes: erstens sind die Hohenzollern, auch abgesehen von der Befoldung, reich genug, um ihre Sprößlinge zu erziehen, zweitens sind diese Sprößlinge ja wohl gesund und arbeitsfähig, können also ihren Unterhalt ganz hübsch selbst verdienen.

Die Verfasser der Denkschrift fühlen denn auch, daß es um diese Argumente windig bestellt ist und kommen uns daher mit einer Geschichtsklitterung. Sie behaupten das folgendes: Anno 1820 hat die Krone sämtliche Domänen und Forsten dem Staat überlassen, um diesen vor dem finanziellen Ruin zu retten, in den ihn die napoleonischen Kriege gestürzt hatten. Damals wurde zum Unterhalt des Hofes eine Rente von 2 500 000 Talern oder 7 719 206 Mark festgesetzt. „Die Krone hat also keinen Anteil an den steigenden Erträgen der Domänen und Forsten, diese Erträge kommen vielmehr allein dem Staat zu gute. Infolgedessen ist die gedachte feste Rente bei dem Sinken des Geldwerts und dem Steigen aller Ausgaben unzulänglich geworden und hat im Laufe des vorigen Jahrhunderts wiederholt erhöht werden müssen.“ Jetzt muß sie halt wieder erhöht werden. — Eine eigentümliche Argumentation das! Wenn jemand anno 1820 seine Güter verkauft hat, dann hat er eben heute keinen Anspruch mehr auf die gestiegene Bodenrente, die diese Güter abwerfen. Da könnte ja jeder kommen!

Ein Junker, der vor 20 Jahren sein Gut für 100 000 Taler verkauft hat, könnte heute erklären, das Gut wäre zur Stunde infolge der gestiegenen Bodenrente doppelt so viel wert und man solle ihm nochmals 100 000 Taler auszahlen. Außerdem ist es mit dem Grokmutter der Hohenzollern von anno dazumal so ein eigen Ding. Nach den

napoleonischen Kriegen sanken die Landgüter rapid im Werte, einerseits infolge der Bauernregulierung, andererseits infolge der gesunkenen Preise für Getreide, das nicht mehr in solchen Massen zur Verproviantierung der Armeen aufgekauft wurde. Es machten also damals die Hohenzollern dadurch, daß sie ihre Güter dem Staat gegen eine Rente von 2,5 Millionen Taler überließen, ein glänzendes Geschäft.

„Ihre“ Güter, sagten wir, der offiziellen Begriffsverwirrung folgend. Aber es waren ja gar nicht „ihre“ Güter! Im mittelalterlichen Feudalstaate war der Privatbesitz des Fürsten nicht vom Staatsbesitz getrennt, aber es galt der patriarchalische Grundsatz, daß schließlich der Besitz des Fürsten dazu dient, die „Untertanen“ zu ernähren, und erst mit dem Verfall der alten Ordnung machten sich die Fürsten das Recht an, ihre „Untertanen“ auszupowern. Die französische Revolution machte diesem Zustand ein Ende, sie trennte den Staatsbesitz vom privaten Besitz der Fürsten. Anno 1820 war man noch so erfüllt von den Ideen der Revolution, selbst in Preußen, daß man die Behauptung, die Domänen seien privates Eigentum der Hohenzollern, mit dröhnendem Hohn gelächelt ausgenommen hätte. Erst unserer Zeit des bürgerlichen Verfalls blieb es vorbehalten, daß ein Bethmann-Hollweg die Uebergabe der Domänen an den Staat als eine Hohherzigkeit der Hohenzollern hinzustellen wagt.

Aber dieser Unglücks Mensch hätte wirklich besser daran getan, nicht an das Einkommen aus der Bodenrente zu erinnern. Er wirft damit seine ganze Argumentation über den Haufen. Die Familie der Hohenzollern hat nämlich ein ganz gewaltiges Einkommen aus der Bodenrente. — Bei den Berufszählungen hat sich bekanntlich Wilhelm II. als „Gutsbesitzer im Nebenberuf“ bezeichnet. Mit gutem Grunde! Im Privatbesitz der königlichen Familie befinden sich immense Ländereien, es gehören dazu an 100 Herrschaften und Rittergüter mit einem Areal von annähernd 100 000 Hektar an Wäldern, Wiesen und Aedern. Dieser Besitz nimmt nicht ab, sondern zu. Zum Teil geschieht es durch Erbschaften (der Kronprinz erbt im Jahre 1884 das Fürstentum Dels mit 15 Gütern und über 9000 Hektar Land), zum Teil aber auch durch Kauf. Wenn also 1820 die Hohenzollern „ihren“ Landbesitz abtraten und inzwischen es wieder auf 100 000 Hektar gebracht haben, wobei sie neue Güter ankaufen, so ist ihre Lage doch jedenfalls nicht schlecht und bedarf der Verbesserung nicht. Wie viel dieser Landbesitz abwirft, ist nicht bekannt. Aber wenn auf den königlichen Besitzungen nicht eine ganz verlotterte Wirtschaft herrscht, so müssen diese 100 000 Hektar gut und nett 10 Millionen Mark Reingewinn abwerfen, zumal ja die königliche Familie keine Grundsteuern zahlt und ihre Güter in den letzten Jahren infolge der gesteigerten Preise aller Bodenprodukte eine gesteigerte Rentabilität aufweisen.

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Einzige berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Kempster.

100] Nachdruck verboten.

Hatte Annixter früher ausschließlich an sich selbst gedacht, so dachte er jetzt nur an Hilma. Die Zeit, die sein Denken, das sich noch auf sie, die eine, beschränkte, auf andre, auf viele erweitern würde, sollte noch kommen; aber schon schlossen seine Gedanken das ungeborene Kind ein, schon hatten sie eine andre Mutter und ein andres Kind, Frau Dyle und ihre Enkelin, an die ihn keine andre Bande als die der Menschlichkeit und des Mitleids knüpften, in ihren Kreis gezogen. Von diesem Anfange ausgehen, würde sein Denken sich immer mehr weiten und mit der Zeit alle Menschen, Männer wie Frauen, umfassen; der unbulbsame, selbstsüchtige Annixter würde, während er alle seine ihm angeborne Kraft bewahrte, duldsam und hochherzig, milde und verständig werden.

Noch aber rangen zwei Naturen in ihm. Erst mußte ein Kampf, der letzte und erbitterteste, zum Austrag gebracht und der Heim und Herd bedrohende Angriff des Feindes siegreich zurückgewiesen werden. War dann der Friede erreicht, so konnte die während des Kampfes zum Stillstand gekommene Entwicklung ungehindert weiter fortschreiten.

Gespänni blidte Hilma von ihrem Wagen über die weite, sich vor der Linie des Treibens ausbreitende Fläche hin.

„Wo sind denn die Hasen?“ fragte sie ihren Mann.

„Ich sehe nirgends welche.“

„Sie sind noch weit vor uns,“ erwiderte er. „Hier nimm das Glas.“

Er reichte ihr den Feldstecher, und sie spähte damit in die Ferne.

„Ach ja,“ rief Hilma, „ich sehe sie. Fünf oder sechs sehe ich, aber sie sind weit, weit weg.“

„Die Rader laufen zuerst so weit wie sie können.“

„Das wollt' ich meinen! Sieh nur, wie sie laufen — ganz klein sind sie. Und dann machen sie manchmal Männchen und richten ihre Ohren steif auf.“

„Hier, Hilma, hier ist einer ganz nahe.“

Keine zwanzig Yards vor ihnen war plötzlich ein großer Hase aufgesprungen; in mächtigen Sätzen, die Löffel mit den schwarzen Spitzen steif emporgerichtet, rannte er davon. Bald war er verschwunden, da sein grauer Körper sich nicht von dem Grau des Erdbereichs abhob.

„O, ein großer Kerl!“

„Hei, da ist ein anderer!“

„O ja ja, sieh, wie er rennt!“

Von dem grauen Erdboden, der zuerst alles Lebensbar und die Möglichkeit auszuschließen schien, auch nur einer Feldmaus ein Versteck zu gewähren, sprangen jetzt jeden Augenblick Hasen auf. Waren sie zuerst nur einzeln und weit voneinander entfernt, so tauchten sie jetzt zu zweien und dreien vor der stetig vorrückenden Linie auf. In langen Sätzen jagten sie über das Feld, machten in der Ferne Halt und saßen, die Löffel hoch emporgerichtet, auf den Hinterläufen, um dann wieder in Gemeinschaft mit neu aufspringenden weiterzurennen und nach einer Weile gleichsam in den Boden zu versinken. Mit dicht an den Körper gelegten Löffeln duckten sich die Tiere, schritten wieder auf, suchten seitwärts zu entkommen, lehrten wieder um, flohen mit unglaublicher Schnelligkeit in der zuerst eingeschlagenen Richtung weiter und waren, während immer wieder Dutzende von andern aufsprangen, bald den Blicken entchwunden. Je weiter das Treiben vorrückte, desto zahlreicher wurden die Tiere. Sie verhielten sich ganz verschieden. Nicht zwei von ihnen taten dasselbe. Einige laaen fest, bis die Pferde beinahe auf

sie traten, und fuhren dann erst aus dem Lager. Andre liefen immer nur ganz kleine Strecken vorwärts; die Tiere wollten offenbar nicht in der Richtung des Treibens fliehen, da sie die größere Gefahr vor sich, nicht hinter sich witterten. Andre sprangen erst im letzten Augenblick auf, rannten hin und her und machten dann den verzweifeltsten Versuch, zwischen den Gespannen durchzukommen. Das gab dann immer einen Höllenlärm.

„Laßt ihn nicht durch! Laßt ihn nicht durch!“

„Achtung, da kommt einer!“

Hörner wurden geblasen, Handglocken geläutet, und Blechschüsseln mit ohrenbetäubendem Getöse aneinander geschlagen. Der Hase entwich entweder oder rannte sinnlos vor Angst und in rasendem Lauf, als ob der nächste Augenblick ihm schon den Tod bringen sollte, in das Treiben zurück. Ein geängstetes Tier sprang sogar mit einem gewaltigen Satz in Frau Derricks Schoß und tauchte im nächsten Augenblick wieder zum Wagen hinaus.

„Armes, geheftes Geschöpf,“ rief sie. „Koch lange nachher glaubte Annie Derrid auf ihren Knien die vier kleinen, vor Angst zitternden Läufe zu fühlen und den weichhaarigen bebenden Körper, dessen wildpochendes Herz sich an das ihre schmiegte.“

Gegen Mittag konnte man mit Annixters Feldstecher schon Tausende von Hasen erkennen. Was dem bloßen Auge als Erdboden erschien, löste sich, durch das Glas gesehen, in eine Anzahl kleiner, sich bewegender Körper auf; die in großen Sätzen hin und her rannten, sich duckten und wieder aufsprangen — ein Gewirr beweglicher Löffel, weißer „Blumen“ (Jägerprache für Hasenschwänze) und blitzschneller Läufe. Die nach innen gekrümmten Enden der langen Linien von Wagen und Reitern begannen sich noch weiter einwärts zu biegen; die Grenze von Ostermans Ranch war schon überschritten, und das Treiben ging jetzt auf Quien Sabe weiter.

Im Verlauf des Tages wurden die Hasen sonderbarerweise weniger schein; hatte man sie aufgejagt, so liefen sie weder so weit noch so schnell wie bisher; sie humpeltem